

# Hybride Wissenschaften: Wissenschaftsforschung und Wissenschaftsgeschichte

Ein Gespräch zwischen Helga Nowotny und Albert Müller \*

Müller: Von Interesse erscheint mir das nicht immer ganz sichere Verhältnis zwischen den Bereichen Wissenschaftsforschung und Wissenschaftsgeschichte. Innerhalb der Wissenschaftsgeschichte – wenigstens in Österreich und Deutschland – glauben viele Kolleginnen und Kollegen, ohne Wissenschaftsforschung auskommen zu können. Wissenschaftsfor-

schung wird von der Wissenschaftsgeschichte noch kaum rezipiert.

Am Anfang dessen, was man die moderne Wissenschaftsforschung nennen könnte, stand eine Reihe sehr interessanter Arbeiten, die auf der Auseinandersetzung mit historischem Material basierten. Ich denke hier etwa an Robert Mertons Analyse der Zusammensetzung der *Royal Society* im 17. Jahrhundert<sup>1</sup> oder auch an Edgar Zilsels Thesen zur Entstehung der neuzeitlichen Wissenschaft im 16. Jahrhundert, die er aus der Zusammenarbeit von ‚Buchgelehrten‘ mit Handwerkern erklärte.<sup>2</sup>

\* Helga Nowotny ist Professorin am Institut für Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsforschung der Universität Wien, Professorin für Wissenschaftsforschung an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, Permanent fellow am Collegium Budapest/Institute for Advanced Study. Wichtigste Veröffentlichungen unter anderem: Kernenergie: Gefahr oder Notwendigkeit. Anatomie eines Konflikts, Frankfurt am Main 1979; gem. mit Karin Hausen, Hg., Wie männlich ist die Wissenschaft?, Frankfurt am Main 1986; Eigenzeit. Entstehung und Strukturierung eines Zeitgefühls, Frankfurt am Main 1989; gem. mit Ulrike Felt u. Klaus Taschwer: Wissenschaftsforschung. Eine Einführung, Frankfurt am Main u. New York 1995; gem. mit Klaus Taschwer, Hg., *Sociology of the Sciences*, 2 Bde., Cheltenham 1995; gem. mit Ulrike Felt, *After the Breakthrough. The Emergence of High-Temperature Superconductivity as a Research Field*, Cambridge 1996. Albert Müller

Mittlerweile scheint sich aber auch im Bereich der Wissenschaftsforschung diese historische Dimension – wenigstens teilweise – ein wenig verkürzt zu haben. Arbeiten mit gezieltem historischem Interesse, wie etwa die von Rudolf Stichweh, der sich mit der Ausdifferenzierung des

arbeitet am Ludwig Boltzmann-Institut für Historische Sozialwissenschaft, Wien.

1 Robert Merton, *Science, Technology and Society in 17th-Century England*, Brügge 1938.

2 Edgar Zilsel, *Die sozialen Ursprünge der neuzeitlichen Wissenschaft*, Frankfurt am Main 1976.

universitären Systems in der frühen Neuzeit beschäftigt hat,<sup>3</sup> scheinen mir momentan eher die Ausnahme zu sein.

**Nowotny:** Also zunächst einmal: die Wissenschaftsforschung kommt ohne Wissenschaftsgeschichte nicht aus. Und ich würde umgekehrt sagen, die Wissenschaftsgeschichte ist immer näher an die Wissenschaftsforschung herangerückt. Allerdings lag hier der Schwerpunkt eindeutig im anglo-amerikanischen Bereich. Deutschland und Österreich nehmen in diesem Zusammenhang eine Sonderstellung ein. Man kann vielleicht von einem Nachhinken gegenüber der internationalen Entwicklung sprechen. Ich habe vor vielen Jahren einmal an einer Tagung in Deutschland teilgenommen, bei der es zwar nicht um Wissenschafts-, sondern um Technikgeschichte ging. Der Zweck dieser Tagung war es, eine modernere Form der Technikgeschichte in Deutschland zu institutionalisieren. Es ist im Lauf dieser Tagung klar geworden, daß die Lehrstuhlinhaber der Technikgeschichte in Deutschland daran wenig bis gar kein Interesse hatten. Zum Teil hing das mit ihrer eigenen Vergangenheit oder der Vergangenheit ihrer Lehrstuhlvorinhaber während des Dritten Reiches zusammen. Das war, wie gesagt, Technikgeschichte, aber es wirft doch ein Schlaglicht auf die allgemeinere Situation.

Im anglo-amerikanischen Bereich hat

3 Rudolf Stichweh, *Der frühmoderne Staat und die europäische Universität. Zur Interaktion von Politik und Erziehungssystem im Prozeß ihrer Ausdifferenzierung (16.–18. Jahrhundert)*, Frankfurt am Main 1991; ders., *Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen*, Frankfurt am Main 1994.

sich in den letzten fünfzehn bis zwanzig Jahren eine Vermischung angebahnt, durchaus auch in einem ganz praktischen Sinn: In *Departments of History* studieren Physiker, Biologen, Naturwissenschaftler als Zweitstudium Geschichtswissenschaft, um dann gewissermaßen als hybride Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen Wissenschaftsgeschichte weiterzubetreiben. Der umgekehrte Weg wird aus naheliegenden Gründen kaum gegangen. Man kann nicht mit Geschichtswissenschaft anfangen und dann als großer Physiker enden, weil man einfach die mathematischen Voraussetzungen braucht, die man später nicht oder kaum mehr erwerben kann. Diese Vermischung hat sich als ein sehr produktiver Faktor erwiesen.

Wo wäre nun aber eine klare Grenze zur Wissenschaftsforschung zu ziehen? Sie haben angedeutet – und das ist völlig richtig – daß in der Geschichte der Wissenschaftsforschung die Wissenschaftsgeschichte sehr präsent war. Ich möchte noch daran erinnern, daß auch der Marxismus zunächst eine große Rolle – in den 30er Jahren – gespielt hat. Da gab es den *Internationalen Kongreß für Wissenschaftsgeschichte* in London 1931, wo Boris Hessen eine damals als skandalös empfundene Lesart von Newton aus marxistischer Sichtweise vorgestellt hat,<sup>4</sup> die sich angeblich gegen dieses – nicht nur – englische Idol richtete. In der Wissenschaftsgeschichte ist Newton ja doch sehr stark unter dem englischen Aspekt gesehen worden. Bernal ist hier auch zu nennen

4 Boris Hessen, *The Social and Economic Roots of Newton's 'Principia'*, in: N.I. Bukharin, Hg., *Science at the Cross Roads*, 1931, 149 ff.

mit seinem Versuch, die Wissenschaftsgeschichte unter dem Aspekt der sozialen Funktionen von Wissenschaft neu zu schreiben.<sup>5</sup> Das ist dieser eine Strang. Allerdings unterscheidet sich die Wissenschaftsforschung von der Wissenschaftsgeschichte nach wie vor dadurch, daß wir in der Wissenschaftsforschung mit einer Fülle von aktuellen Problemen konfrontiert sind, und so wie in der Zeitgeschichte – Wissenschaftsforschung ist gewissermaßen die Zeitgeschichte der Wissenschaften – geht es vor allem darum, die Veränderungen, die in der Gegenwart stattfinden, einerseits mit dem Wissen über den historischen Prozeß besser einordnen zu können und andererseits sich Gedanken zu machen, wohin drängt uns die Wissenschaft oder wohin drängen wir die Wissenschaft heute weiter.

**Müller:** Der Begriff der hybriden Wissenschaft ist sehr interessant. Halten Sie dieses Verankertsein in wenigstens zwei Fächern für eine Voraussetzung, Wissenschaftsforschung zu betreiben?

**Nowotny:** Nicht in dem Sinn, daß man jetzt unbedingt die formalen Voraussetzungen braucht. Ich möchte das trennen. Es gibt durchaus weitere eigenständige Wege, sich Wissen anzueignen. Ich werde in der Wissenschaftsforschung ja nicht sehr weit kommen, wenn ich mich bloß auf ein Fachgebiet konzentriere. Wesentlich ist Kooperation und Lernbereitschaft: Man kann sich entweder Kooperationspartner, die aus einem anderen Fachge-

biet kommen, suchen, oder man arbeitet sich in ein Fachgebiet ein; dann entsteht dieser doppelte oder dreifache Zugang, diese hybride Form.



Ich glaube ja überhaupt, daß wir heute eine neue Form der Wissensproduktion neben den disziplinären Formen beobachten können, eine transdisziplinäre Arbeitsweise, nicht um dem Ideal der Transdisziplinarität zu genügen oder um bloß dieses Ideal gewissermaßen abstrakt zu verwirklichen, sondern weil der Problemdruck viel stärker geworden ist.

**Müller:** Ist das verbunden mit einer Tendenz der Auflösung der traditionellen Disziplinen?

**Nowotny:** Nicht an den Universitäten.

**Müller:** Als Historiker könnte ich sagen, daß es innerhalb der Geschichtswissenschaft in den letzten 25 Jahren so viele Sonderentwicklungen, neue Paradigmen, gegeben hat, daß ein sozusagen ‚echter harter Kern‘ von Geschichtswissenschaft als Disziplin kaum mehr feststellbar ist. Annäherungen an andere und Amalga-

5 John Desmond Bernal, Die soziale Funktion der Wissenschaft, Köln 1986 (ursp. 1939); ders., Sozialgeschichte der Wissenschaften, Reinbek bei Hamburg 1970 (ursp. 1954).

mierungen mit benachbarten Disziplinen spielten dabei eine große Rolle, ich denke nur an die von der Ökonomie geprägte Variante der Wirtschaftsgeschichte, die historischen Sozialwissenschaften, die historische Anthropologie, die historische Umweltforschung usw.

Der Kern der disziplinären Identität und damit die ‚Einheit der Geschichte‘ ging mehr und mehr verloren. Der Zusammenhalt ist oft nur mehr institutionell und nicht mehr paradigmatisch, so erscheint es mir zumindest. Ist das eine Entwicklung, die signifikant ist, oder entspricht das dem spezifisch Prekären der Geistes- und auch Sozialwissenschaften?

**Nowotny:** Solche Prozesse finden auch in den Naturwissenschaften statt. In gewissem Sinn haben die Geistes- und Sozialwissenschaften hier eine Vorläuferrolle, wengleich eine ungewollte Vorläuferrolle, weil sie selbst eine starke disziplinäre Identität zumeist erst sehr spät oder sehr prekär errungen haben. Ich denke hier zum Beispiel an die Soziologie, die in ihren Institutionalisierungsbestrebungen seit dem 19. Jahrhundert ja immer wieder unterbrochen wurde. Es gab Jahrzehnte, wo sie kaum vorhanden war, und solche, in denen sich wiederum ein Institutionalisierungsschub ergeben hat. Diese gegenüber den Naturwissenschaften größere Problematik einer prekären Identität, die man als Nachhinken gegenüber den Naturwissenschaften bezeichnen kann, hat sich jetzt in eine Vorläuferrolle verwandelt – egal, ob wir das jetzt gut oder schlecht finden.

Ich möchte dieses Problem noch folgendermaßen kommentieren: Auf der einen Seite halte ich es nach wie vor für wichtig, daß man in der Ausbildung so et-

was wie eine disziplinäre Identität vermittelt bekommt. Darunter verstehe ich vor allem die Fähigkeit, unterscheiden zu können, was sind die wichtigen Fragen, die mich weiterbringen. Diese notwendige Unterscheidungsfähigkeit – dieses ist interessant, dieses ist uninteressant – kann immer nur vor dem Hintergrund von Wissen, das bereits erarbeitet wurde, beantwortet werden.

**Müller:** Vor der Geschichte eines Faches?

**Nowotny:** Die Geschichte eines Faches und die Fragen, die sich in ihm gestellt haben, das ist der spezifische Hintergrund. Vor diesem Hintergrund kann die Fähigkeit zu erkennen, welche Fragen lohnen es, gestellt zu werden, welche Methoden stehen mir für welche Fragen zur Verfügung, vermittelt werden. Das ist und bleibt wohl der Kern der universitären Ausbildung. Aber da gibt es natürlich große Unterschiede von Disziplin zu Disziplin.

Darüber hinaus muß aber auch die Fähigkeit zur interdisziplinären Zusammenarbeit vermittelt werden, die Fähigkeit, eine zweite oder dritte Identität erwerben zu können. Ansonsten würde ich sagen, die tendenzielle Auflösung der Disziplinen und die zunehmende Bedeutung von Interdisziplinarität und Transdisziplinarität sind vermutlich die Entwicklung, auf die wir insgesamt zusteuern.

Ich würde nur nicht so weit gehen, zu sagen, der Zusammenhalt ist nur mehr durch die Institution selbst gegeben. Den Begriff Institution möchte ich vor allem nicht auf die Universität beschränken. Es gibt viele unterschiedliche institutionelle Formen der Zusammenarbeit, die beispielsweise die notwendige Internationalisierung erst ermöglichen. Das hat sich

jetzt auch in Österreich in verschiedenen Bereichen gezeigt, obwohl hier sehr lange kein großes Interesse bestand. Mir sind neue Formen der Zusammenarbeit besonders wichtig. Sie fördern eine viel stärker vergleichende Komponente in der wissenschaftlichen Arbeit. Wenn man sich mit Kolleginnen und Kollegen aus Europa oder aus der ganzen Welt trifft, ist man geradezu gezwungen, eine vergleichende Perspektive hereinzuholen. Es gibt nun auch viel stärker temporäre Formen von Zusammenarbeit, die trotz ihrer Kurzlebigkeit auch eine institutionalisierte Form darstellen, auch wenn sich das immer wieder in anderen Konfigurationen wiederholt.

Müller: Diese Formen haben ja auch ihre Institutionen.

Nowotny: Zum Beispiel das *Wissenschaftskolleg* Berlin oder das *Collegium* in Budapest repräsentieren solche Formen von temporärer Zusammenarbeit. Daraus entstehen neue Anregungen, und diese Ideen werden dann auch weitergetragen.

Müller: Ich möchte noch einmal auf den Gegenstand der Wissenschaftsforschung zurückkommen: Wenn die traditionellen Disziplinen immer prekärer werden, und wenn der Wissenschaftsbegriff selbst immer prekärer wird – immerhin wurde beispielsweise von Mitgliedern des Wiener Kreises<sup>6</sup> die Wissenschaftlichkeit der Geisteswissenschaften bestritten; wenn sich dieses Bestreiten des Wissenschaftsstatus seit den 60er Jahren – Feyerabend<sup>7</sup> usw. – auf die Naturwissenschaften ausgedehnt

hat; wenn sich zudem aus neueren Arbeiten der 80er Jahre – ich denke etwa an Knorr-Cetina<sup>8</sup> – ergeben hat, daß sich die ‚Logik der Forschung‘ im Labor gar nicht in der lange unterstellten Form findet, dann gehen ja nicht bloß die disziplinären Grenzen verloren, sondern auch ein fester, stabiler Begriff von Wissenschaft insgesamt.

Daraus ergibt sich die Frage: Wie konstruiert Wissenschaftsforschung angesichts dieser Entwicklung ihren Gegenstand, „die Wissenschaft“?

Nowotny: Also, es gibt durchaus noch einen harten Kern, vor allem einen harten Kern der harten Naturwissenschaften. Aber die Grenzen werden fließender. Die Kategorie ‚Wissenschaftlichkeit‘ ist ja auch ein Konstrukt, das sich im Lauf der Zeit gewandelt hat. Für das 17. Jahrhundert gibt es dieses sehr schöne Buch über Galileo als Höfling.<sup>9</sup> Das ist eine ganz andere Auffassung von Wissenschaftlichkeit, als man sie im 19. Jahrhundert hatte oder als wir sie jetzt haben. Das als Vorbemerkung.

Zu dieser strengen – ich würde sagen – szientistischen Auffassung von Wissenschaftlichkeit, auf die Sie jetzt angespielt haben, kann ich nur sagen, es war hoch an der Zeit, daß wir davon Abschied nehmen. Gerade die Wissenschaftsforschung hat ja aufgezeigt, daß Wissenschaft eine soziale Praxis darstellt, und daß beispiels-

zwang. Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie, Frankfurt am Main 1976.

8 Karin Knorr-Cetina, *Die Fabrikation der Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaften*, Frankfurt 1991 (engl. 1981).

9 Mario Biagioli, *Galileo, Courtier. The Practice of Science in the Culture of Absolutism*, Chicago 1993.

6 Vgl. z. B. Otto Neurath, *Wissenschaftliche Weltauffassung, Sozialismus und Logischer Empirismus*, hg. v. Rainer Hegselmann, Frankfurt am Main 1979.

7 Paul Feyerabend, *Wider den Methoden-*

weise die Grenzen zwischen wissenschaftlichen Tätigkeiten und anderen kulturellen, kreativen Tätigkeiten fließend sind. Der wissenschaftliche Bereich ist ein anderer, man hat andere Zugänge, das Zusammenspielen mit den Instrumenten ist ein wichtiges Spezifikum, ein konstitutives Spezifikum, aber mit den sonstigen kulturellen Tätigkeiten gibt es doch eine Menge von Gemeinsamkeiten, die Bedeutung der Sprache und der Kommunikation, die man nicht ausschalten kann, ein Problem, an dem der Wiener Kreis eben letzten Endes gescheitert ist. Das sind alles Bereicherungen des Wissenschaftsbegriffs und nicht Aushöhlungen. Allerdings taucht dann folgendes Problem auf: Wenn es diese eindeutige Zuschreibung nicht mehr gibt, was ist dann Wissenschaft? Darauf kann ich nur sagen, die Welt ist viel pluraler, als wir das noch vor zwanzig, dreißig Jahren geglaubt haben. Das sieht man in allen Bereichen, und das trifft auch auf die Wissenschaft zu.

Müller: Läßt sich Wissenschaftsforschung wie noch in den 50er und 60er Jahren, wie zum Beispiel bei de Solla Price<sup>10</sup>, als eine Art Metawissenschaft konzipieren?

Nowotny: Nicht in dem Sinn, daß sie über den anderen Wissenschaften steht. Es handelt sich um einen sozialwissenschaftlichen oder sozial- und geisteswissenschaftlichen Zugang zu den Wissenschaften, vor allem den Naturwissenschaften. Die Perspektive ist daher eine andere, und das Problem taucht auf, was muß ich beachten, wenn ich selbst

den Anspruch der Wissenschaftlichkeit an mein eigenes Herangehen stelle und über eine andere Wissenschaft forsche? Da kommt es natürlich zu einer Menge von Widersprüchen. Es gibt jetzt zum Beispiel eine Kontroverse zwischen der neueren Wissenschaftsforschung und einigen Naturwissenschaftlern, die uns Relativismus vorwerfen oder uns unterstellen, wir würden antiwissenschaftlichen Bewegungen Vorschub leisten. Das sind natürlich Übertreibungen. Aber diese Einwände basieren auf der Frage: Wer seid ihr denn, daß ihr glaubt, ihr könnt aus einer metawissenschaftlichen Perspektive über uns forschen? Und die Antwort kann immer nur sein: Wir haben einen ganz bestimmten Zugang. Wir sind interessiert am Einwirken von sozialen und kulturellen Faktoren auf die wissenschaftliche Praxis und ihre Kommunikationsformen. Wenn man das nun als Metawissenschaft bezeichnen will, meinethwegen, aber es bedeutet nicht, daß eine Wissenschaft über einer anderen stehen kann, oder gar, daß wir einen Standpunkt einnehmen könnten, von dem aus man der Wahrheit näher käme. Es ist ja auch eine Relativierung des Wahrheitsbegriffs eingetreten.

Müller: Sie haben sehr stark die analytische Seite der Wissenschaftsforschung betont. Es gibt aber auch eine andere, und ich bin nicht sicher, ob sie an Einfluß gewinnt oder verliert: Im Europa der 60er und 70er Jahre, die ja für den Wissenschaftsbereich eine Aufbruchszeit waren, hatten Wissenschaftsforscher einen wesentlichen Anteil am Versuch, Universitäten zu reformieren. Sie selbst wirkten als Beraterin von Ministerien und anderen Institutionen. Wie verhält sich diese

<sup>10</sup> Derek J. de Solla Price, *Little Science, Big Science*. Von der Studierstube zur Großforschung, Frankfurt am Main 1974 (engl. 1963).

beratende Dimension zur Dimension der ‚reinen‘ Forschung?

**Nowotny:** Beratung gehört sicher mit dazu, nur hat sie sich vervielfältigt. In den 70er Jahren bestand ein ungeheurer Nachholbedarf im Hochschulwesen. Ich erinnere Sie an den OECD-Bericht, der damals gezeigt hat: Wenn das Wirtschaftswachstum aufrechterhalten werden soll, dann brauchen die westlichen Industriestaaten eine höhere Anzahl von ausgebildeten Akademiker/inne/n. Der eigentliche Grund für die Expansion war ein ökonomischer. Da gab es innerhalb kürzester Zeit sehr viel an konkreten Dingen zu tun.

Heute ist das Problem der Universitätsreform viel komplexer. Auf der einen Seite zieht sich der Staat tendenziell als Financier der Universitäten zurück; dadurch wird Druck auf die Universitäten ausgeübt, sich andere Finanzierungsmöglichkeiten zu suchen. Wenn die Marktorientierung stärker wird, muß auch die interne Struktur verändert werden. Man sieht das vor allem in England und teilweise auch in den USA, wo eine durchaus ökonomische, instrumentelle, utilitaristische Denkweise in die Universitäten einzieht. Es ist noch nicht abzusehen, wo das enden wird. Kontinentaleuropa hat diese Entwicklung noch nicht in vollem Ausmaß mitbekommen, aber viele von diesen Neuerungen sieht man eben zuerst in den westlichen Ländern, und leider kommen sie dann in abgeschwächter Form auch zu uns. In diesem Zusammenhang ist Beratungstätigkeit dringend gefragt. Neu ist auch das Problem der Evaluierung, die man eben nicht nur im Selbststudium schnell erlernen und dann durchführen kann, sondern

da gibt es eben auch ein breites Instrumentarium und Dinge, die man einfach wissen sollte. Es ist im ganzen Bereich der Technologie, Politik, wissenschaftlicher Politikberatung, sehr viel dazugekommen. Hier gibt es eine Fülle von möglichen und auch nachgefragten Tätigkeiten.

Aber wie so oft finden auch hier Spezialisierungen statt. Es gab Anfang des Jahres eine große Konferenz in Amsterdam zum Thema „University and the Global Knowledge-Economy: University-Industry-Government-Relations“. In diesem Dreieck von Industrie, Universität und Staat spielen sich die Beratungstätigkeiten heute ab. Als Berater kann man nun sagen, man ist eher am Pol der Universitäten, eher am Pol Industrie oder eher am Pol Staat angesiedelt. Allerdings ist allen, die diese Beratungstätigkeit ausüben, klar, – das Wort ‚angewandte Wissenschaftsforschung‘ möchte ich vermeiden – daß es sich dabei um eine Arbeit handelt, die sehr stark in Projekte eingebunden ist, wo es eben Kunden gibt, die ganz bestimmte Fragen vorgeben. Die Rückbindung in die Forschung ist dabei ganz wichtig. Wir lernen eine Menge von unseren Kolleg/inn/en, die jetzt empirische Studien durchführen, etwa zur Frage, warum funktioniert beispielsweise der Wissenstransfer zwischen Industrie und Universitäten so schlecht.

Aber Sie wollten mit Ihrer Frage wahrscheinlich auch die Reformbereitschaft oder progressive Bereitschaft ansprechen, die in den 70er Jahren ja durchaus vorhanden war, und in der Wissenschaftsforschung von großer Bedeutung war. Damals standen alternative wissenschaftliche Bewegungen in einem engen Zusam-

menhang mit alternativen sozialen Bewegungen. Man kann es auch anders sagen: Jede soziale Bewegung stößt irgendwann auch auf das Problem Wissenschaft, gewollt oder ungewollt, und dann ist die Idee naheliegend: wenn wir die Wissenschaft verändern könnten, würde das nicht auch die Welt verändern? Die Suche nach alternativen Bildern von Wissenschaft hat sich am Anfang der Umweltbewegungen auch deshalb sehr stark manifestiert, weil Wissenschaft und Technik hier direkt involviert waren. Diese Reformbestrebungen haben sich aber auch verselbständigt.

Aktuell erfährt die Wissenschaft selbst eine ganz starke strukturelle Veränderung. Und dies sind sehr tiefe Umstrukturierungen, die auf der epistemologischen Ebene, auf der institutionellen Ebene stattfinden und im ganzen politisch-gesellschaftlichen Umfeld. Ich glaube, die Wissenschaft steht insgesamt vor dem Problem, auf neue oder noch nicht wirklich artikulierte gesellschaftliche Bedürfnisse einzugehen, ohne daß sie ihre Distanz zur Politik völlig aufgibt.

Müller: Der Druck, der beispielsweise auf den englischen Universitäten lastete, vor allem seit dem Thatcherismus, den haben ja nicht alle Universitäten gleich gut ausgehalten. Am besten haben ihn die alten, traditionellen, noch sehr feudalistisch organisierten und vor allem auch auf einer aus der Feudalzeit stammenden Ökonomie beruhenden großen Universitäten verkraftet, zum Beispiel Oxford und Cambridge. Diese leben ja zu einem guten Teil von ihren teilweise auf das Mittelalter zurückgehenden Renteneinnahmen, ihren Wäldern, Weingärten. Bei ökonomischer Selbständigkeit konnte

der Druck am besten abgefangen werden. Diese Universitäten haben auch überhaupt kein Problem, sich zum Beispiel eine luxuriöse Geistes- und Sozialwissenschaft zu leisten.

In mitteleuropäischen Staaten hat der aufgeklärte Absolutismus im 18. Jahrhundert interveniert und die Universitäten gewissermaßen enteignet und verstaatlicht; die Dotierung erfolgte fortan durch den Staat, wodurch auch teilweise die feudalen Strukturen aufgelöst und durch bürokratische ersetzt wurden. Das war später dann auch eine Voraussetzung dafür, daß sich im demokratischen Zeitalter die Vorstellung vom gleichen Zugang zur Universität durchsetzen konnte, eine Vorstellung, von der die alten westlichen Universitäten weitgehend unberührt blieben. Wenn sich unter diesen Voraussetzungen nun heute der Staat tendenziell zurückzieht, dann ist das eine Sache, die aufgrund der historischen Entwicklung gar nicht funktionieren kann, weil ja zum Beispiel die Wiener Universität ihre traditionelle finanzielle Autonomie bereits seit langem verloren hat.

Ist ein Vergleich mit dem Westen, der ja von Politikern immer wieder gebracht wird (dort funktioniert es auch, also warum funktioniert es hier nicht), unter diesem Gesichtspunkt nicht fragwürdig?

Nowotny: Also, das ist ein Problem, das unter vielen Gesichtspunkten zu betrachten ist. Cambridge und Oxford sind natürlich nicht ganz England und sie decken auch nur einen ganz kleinen Bereich des Bildungssystems ab. Ich war eine Zeit lang in Brüssel in einem der Evaluierungskomitees, für die Sozial- und Geisteswissenschaften im Rahmen des *Human Capital Mobility Program*,



und da habe ich gesehen, wie Oxford und Cambridge sich auch in Brüssel ihre Kontakte holten. Sieben Prozent des Einkommens von Oxford und Cambridge kommen aus Brüssel und werden sozusagen am freien Markt, im freien Wettbewerb erworben. Ein durchaus modernisierter Feudalismus; aber das nur als Nebenbemerkung. Das ist eine Sonderstellung dieser alten Universitäten.

Kontinentaleuropäische Universitäten bleiben viel stärker an den Staat gebunden. Ich sehe hier keine Privatuniversitäten, wenigstens nicht im nennenswerten Umfang. Das ist auch nicht die Gefahr. Die Gefahr ist vielmehr die einer Aushagerung, einer Aushöhlung, einer politischen Entscheidungsunfähigkeit, die dann auch verhindert, daß es zu gewissen Spezialisierungen, zu Nischenbildungen kommt. Ich glaube, daß ein möglicher Weg für die kontinentaleuropäischen Universitäten der wäre, sich zu fragen, wo liegen unsere Stärken? Und wir konzentrieren uns auf diese Stärken. Das hieße einiges weglassen und neue, innovative transdisziplinäre Einheiten bilden. Man würde neue Studiengänge und wirklich Innovatives und Attraktives anbieten. Aber dazu sind eine Fülle von Voraussetzungen bei den Ressourcen, in der Finanzhoheit, im Dienstrecht usw. notwendig. Die sehe ich in Österreich derzeit nicht. Wenn Sie den Rektor einer österreichischen Universität fragen, wie hoch sein Budget ist, wird er Ihnen niemals den Teil des Budgets nennen, der den Großteil ausmacht, nämlich die Personalkosten. Und zwar einfach deshalb, weil er weiß, daß er darüber nicht disponieren kann.

Müller: Einer der zentralen Begriffe der Diskussion ist der der scientific commu-

nity, der Gemeinschaft der Wissenschaftler. Dieser Gemeinschaft wurde ja von Thomas Kuhn<sup>11</sup> zugeschrieben, ihre eigenen Angelegenheiten nach rationalen Kriterien zu regeln, im Dienste der wissenschaftlichen Arbeit. Nun, jeder der ...

Nowotny: ... eine Fakultätssitzung besucht hat, ...

Müller: ... wird über Argumente verfügen, diese Stelle in Kuhns Theorie zu kritisieren und wird wissen, daß die Kuhnsche Theorie so nicht stimmen kann. Das hat nun Folgen für den Gültigkeitsbereich der Kuhnschen Theorie, stellt aber auch in Frage, ob die Universitäten überhaupt autonomiefähig sind.

Nowotny: Der Begriff und die Idee einer *community* sind natürlich viel älter. Im 17. Jahrhundert war das die *republic of letters*, die Gelehrtenrepublik, die sich abgesetzt hat vom Monarchen und die ihre relative Autonomie als Republik behaupten wollte. Diese intellektuellen epistemologischen Autonomievoraussetzungen waren für die Entwicklung der Naturwissenschaften von enormer Bedeutung.

In der heutigen Universität ist – weil Sie vorhin von der feudalen Struktur gesprochen haben – durchaus noch ein mittelalterlicher, korporatistischer Zug vorhanden, der dem Zunftwesen entspricht. Eine Fakultät hat ja etwas sehr zunfthaftes an sich, ohne daß allerdings bedacht wird, daß sich die Voraussetzungen für die Zünfte verändert haben. Die Universitäten sind eben nicht nur eine *community of scientists*, sondern in mancherlei Hinsicht eine Holding-Gesellschaft,

11 Thomas S. Kuhn, Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, 2. Aufl., Frankfurt am Main 1976 (engl. 1962).

die verschiedene Gruppierungen, Institute, die ja alle ihre vielfältigen Außenbeziehungen haben, umschließt. Es handelt sich also nicht um *eine* scientific community, sondern um eine Fülle von sehr problembezogenen, kontextabhängigen Konfigurationen, in denen man jeweils agiert. Das Problem für die Universität besteht nun darin, eine Gemeinsamkeit noch aufrecht zu erhalten, im Inneren wie nach außen hin. Das wird zunehmend schwieriger. Daher ist diese Illusion aufgekommen, man könne sich das von der Wirtschaft abschauen und eine *corporate identity* aufbauen. Dann bekommt man ein T-Shirt mit dem Aufdruck ‚Universität Wien‘; das sind doch sehr oberflächliche Versuche, eine *corporate identity* herzustellen.

Es muß vielmehr gelingen, an jene Ebene, auf der die wissenschaftliche Arbeit getan wird, auf der Studierende ausgebildet werden, heranzukommen, und hier mehr Autonomie zu etablieren und einzufordern. Autonomie heißt hier, Verantwortung für das eigene Tun zu tragen, mit den Folgen leben zu lernen und zwar so, daß man sich verändern und verbessern muß. Hier liegen die Probleme der Autonomie, und nicht etwa in der Frage einer größeren Distanz zum Ministerium. Diese mag zwar eine wichtige Voraussetzung für Autonomie sein, aber sie ist nicht der Kern. Autonomie und Verantwortung müßten strukturell umgesetzt werden, nur dann kann eine *community* entstehen. Und *community* heißt schließlich, sich darüber klar zu werden, was man den Studierenden anzubieten hat und daß man auch verantwortlich für deren Chancen am Arbeitsmarkt ist.

Ähnliches gilt auch für weitere Berei-

che universitärer Autonomie, zum Beispiel in der Frage der Rekrutierungen. Jetzt ist es so, daß bei Berufungskommissionen oder bei Habilitationskommissionen fachfremde Personen in den Kommissionen sitzen. Gut, das mag andere Perspektiven hineinbringen, aber de facto müssen diese fachfremden Personen nicht zehn, zwanzig, dreißig Jahre mit den Folgen ihrer Entscheidung leben, während ein Institut dies mit einer zugeteilten Person sehr wohl muß.

Müller: Das heißt, Sie würden nicht dafür eintreten, daß in Österreich die studentischen Vertreter aus solchen Gremien herausgenommen werden, wie das gerade passiert?

Nowotny: Ich weiß, daß der Oberste Gerichtshof diese Ansicht vertritt und sich damit natürlich auch rechtlich durchsetzen wird. Ich glaube, es ist für eine Institution, für die Universität, enorm wichtig, ihr Hauptprodukt – nämlich die Studierenden – zu hören und einzubinden. Es kommen ja mit jeder Generation der Studierenden auch neue Strömungen an die Universität. Wenn sich an den Universitäten etwas ändert, dann vor allem durch Studierende, die eine andere Ansicht haben und mit anderen Erwartungen kommen; diesen Erwartungen muß man in irgendeiner Weise gerecht werden. Studierende bringen durch ihre Naivität – im positiven Sinn –, durch ihre Unvoreingenommenheit Perspektiven ein, die man sich zumindest anhören muß.

Müller: Ein Siegel der Universität Wien aus dem 16. Jahrhundert zeigt die allegorische Figur der *sapientia* als Patronin der Wissenschaft. Es ist klar, daß es sich dabei um das Bild einer Frau handelte. Heute wird man die Wissen-

schaft nicht zwangsläufig als Frau imaginieren, Sie selbst haben die Frage „wie männlich ist die Wissenschaft“<sup>12</sup> gestellt. Bei Felt/Nowotny/Taschwer<sup>13</sup> findet sich eine Bemerkung über die „Ressourcenvergeudung“, die durch die weitgehende Ausschließung von Frauen aus dem Wissenschaftsbetrieb betrieben werde. Es besteht – glaube ich – Einigkeit in der Diagnose darüber, daß mit Ausnahme der Studierenden auf allen Ebenen der Hierarchien Frauen massiv unterrepräsentiert sind.

Auf der Basis dieser Diagnose wird jeder seinen guten Willen bekunden, daß man hier etwas tun muß. Dennoch haben die *gate-keeping*-Einrichtungen der Wissenschaften offenbar dafür gesorgt, daß bisher auch nicht annähernd ein Ausgleich erzielt wurde. Worauf führen Sie diese Diskrepanz zurück?

**Nowotny:** Wenn man sich ins eigene Fleisch schneidet, und darum geht es im Fall des akademischen Mittelbaus zweifellos, wenn bei einer ohnedies vorhandenen extremen Postenknappheit den Frauen der Vorzug gegeben werden soll, dann schmerzt es. Hier sind die eigenen Interessen sehr stark betroffen und bedroht. Das muß man auch sehr offen sehen. Ich sehe aber eine Veränderung, die durch eine Gesetzgebung eingeführt wird, die eine de facto Quotenregelung anstrebt. In einer Periode, wo es eine solche Vorgabe nicht gibt, bleibt es sozusagen der Großzügig-

keit der einzelnen Professoren überlassen. Es hat – und das hat ja auch Karin Hausen in ihrem Beitrag betont – immer wieder Männer gegeben, die sich für die Rechte der Frauen eingesetzt haben, auch aktiv und durchaus unterstützend eingegriffen haben. Aber es blieb, wie gesagt, der Großzügigkeit der Einzelnen überlassen. Im Augenblick, wo mich das Gesetz dazu zwingt, etwas zu tun, empfinden es viele Männer auch als Kränkung, daß sie ihre Großzügigkeit nicht mehr freiwillig zeigen können, sondern sie vom Gesetz zu etwas gezwungen werden. Das ist eine narzißtische Kränkung, die eintritt. Wir sind leider dann in der Situation, daß bei einer sehr, sehr knappen Anzahl von Stellen ein Konkurrenzkampf zwischen den Geschlechtern ausbricht. Ich kann nur sagen, man muß hier doch schauen, daß die Einsicht, die vorhanden ist, nicht nur ein Lippenbekenntnis bleibt. Wenn man wirklich daran glaubt, daß Wissenschaften mit Rasse und Geschlecht nichts zu tun haben, sondern es eben nur auf die intellektuellen Beiträge ankommt, muß dies auch umgesetzt werden. Aber das geht alles sehr, sehr langsam.

**Müller:** Als es in den Reformbestrebungen der 70er Jahre wenigstens in Ansätzen gelang, feministische Forschung an den Universitäten zu etablieren, hat man da damit gerechnet, daß alles so lange dauern würde?

**Nowotny:** Die Frauenbewegung und auch die feministische Wissenschaftsforschung sind ja im Zuge einer breiteren sozialen Bewegung entstanden. Bei breiten sozialen Bewegungen ist es immer sehr schwer, Prognosen zu machen. Ein Teil professionalisiert sich, wird dann vom Establishment aufgesogen, ein Teil drif-

12 Karin Hausen u. Helga Nowotny, Hg., *Wie männlich ist die Wissenschaft?*, Frankfurt am Main 1986.

13 Ulrike Felt, Helga Nowotny u. Klaus Taschwer, *Wissenschaftsforschung. Eine Einführung*, Frankfurt am Main u. New York 1995, 10.

tet in Richtung radikale Strömungen, ein anderer Teil stagniert. Das weiß man von der Dynamik sozialer Bewegungen, ganz allgemein. Ich glaube, was zweifellos unterschätzt wurde, ist die Langlebigkeit und Unbeweglichkeit einer Institution wie der Universität. Dies hängt mit der hierarchischen Struktur zusammen, mit den Lebensstellungen – wir haben ja nach wie vor die Pragmatisierung –, es gibt noch viel zu wenig Bewegung, Mobilität, in dem Sinn, daß man beispielsweise eine Universität für eine Zeitlang verläßt, dann wieder zurückkehrt usf. Dieser Mangel an Bewegungsmöglichkeit zementiert natürlich das Bestehende.

Die andere Entwicklung war zweifellos die, daß sich doch so etwas wie *gender studies* an den Universitäten etablieren konnten. Das hat zwar auch lange gedauert und es kam außerdem zum Nebeneffekt, daß dadurch der Druck geringer wurde, in den einzelnen Fächern selbst die Frauen- und Geschlechterproblematik zu einem Thema zu machen. Das ist in der Geschichtswissenschaft vielleicht anders, aber in vielen Fächern wird dann abgeblockt und gesagt, geht doch und macht Geschlechterforschung. Und damit ist man entlastet.

Müller: Sie sprechen von einem Prozeß der Ghattobildung.

Nowotny: Ja, Ghettos statt der Entfaltung einer breiten Wirkung. Man muß doch ganz klar beispielsweise in der Biologie fragen, wo sind jetzt unsere Biologinnen, oder wo sind die Frauen in der Physik oder in der Mathematik?

Müller: Das Problem der – man kann wohl sagen – systematischen Benachteiligung von Frauen im Wissenschaftssystem existiert zwar sehr weitreichend, scheint

aber in Österreich besonders stark ausgeprägt, zumindest wenn man die Zahlen ansieht. Der Professorinnenanteil liegt glaube ich bei ...

Nowotny: Unter drei Prozent.

Müller: Also rein zahlenmäßig unter einer Marginalitätsschwelle. Sie sind als österreichische Professorin mit dem österreichischen Wissenschaftssystem – nicht nur durch Ihre wissenschaftliche Arbeit – bestens vertraut. Sie haben aber auch in Ihrer Arbeit in ungewöhnlich hohem Ausmaß internationale Erfahrung gesammelt. Was ist für Sie die *differentia specifica*, was ist das Besondere am österreichischen Wissenschaftssystem?

Nowotny: Zu Österreich fallen mir zwei Dinge ein. Das eine ist, daß es in Österreich durchaus unüblich ist, daß jemand mit einem gewissen Selbstbewußtsein auftritt und sagt: Das sind meine Fähigkeiten, ich kann das, ich will das und jenes machen oder werden. Man muß warten, bis man von jemandem vorgeschlagen wird, ganz im Stil eines Patronanzsystems oder eben eines feudalen Systems. Das sehe ich als ein österreichisches Spezifikum an.

Das Patronanzsystem gibt es zwar überall, aber es funktioniert anders. Als *graduate student* in den USA kenne ich meine Stärken und Schwächen, weil ich ständig gefordert werde, mich in einem Konkurrenzverhältnis öffentlich darzustellen und zu zeigen, was kann ich und was kann ich nicht. Das gibt mir dann Selbstbewußtsein und Selbstsicherheit, und ich kann mich dann für etwas bewerben, ich kann aufstehen und sagen: Ich glaube, ich bin dafür geeignet. Das kommt in Österreich nicht vor. In Österreich muß ich warten, bis

mich irgendjemand für irgendeine Funktion vorschlägt. Das führt dann dazu, daß sich merkwürdige Verhältnisse herausbilden: Wie wird man vorgeschlagen? Man muß dann möglicherweise irgendwelche Dienstleistungen erbringen oder Entgegenkommen zeigen oder Erwartungen wecken. Das halte ich für eine große Behinderung des Nachwuchses und von jungen Talenten ganz allgemein. Aber das gibt es genauso in der Politik und in anderen Bereichen. Das ist jetzt nicht spezifisch wissenschaftlich, sondern spezifisch österreichisch. Ich sehe da auch wenig Veränderungen.

Im anderen Bereich, der mir auffällt, sehe ich Anzeichen einer Veränderung. Das ist die österreichische Eigenheit, Ideen nicht teilen zu wollen, sondern Ideen für sich zu behalten. Die Angst, man könnte gewissermaßen bestohlen werden. Das führt schließlich dazu, daß der intellektuelle Austausch im System relativ schlecht funktioniert. Er bleibt meist auf einer formalen Ebene, man schickt einander zum Beispiel irgendwelche Publikationen, das hat einen rituellen Charakter, der auch auf die Akademien des 18. Jahrhunderts zurückgeht. Aber eine wirkliche Auseinandersetzung findet in Österreich nicht statt. Durch die Internationalisierung ist hier einiges in Bewegung gekommen.

Beide Phänomene hängen auch mit dem Frauenthema zusammen: Im erstgenannten Fall, wenn ich warten muß, bis mich jemand vorschlägt, sind Frauen noch benachteiligter. Denn es ist viel wahrscheinlicher, daß ein Mann in entsprechender Position einen Mann vorschlägt. Mitunter kommt sogar eine unterschwellige erotische Dimension hinzu;

daß ein Mann beispielsweise sagt, ich will nicht den Anschein erwecken, als würde ich eine Frau aus erotischem Interesse fördern. Solche Attitüden benachteiligen Frauen noch zusätzlich. Der geforderte öffentliche Austausch von Ideen gäbe aber Frauen mehr Gelegenheit, sich intellektuell darzustellen und als gleichberechtigte intellektuelle Partnerinnen aufzutreten. Insofern würde ich sagen, wir haben es hier mit zwei österreichischen Spezifika zu tun, die de facto eine zusätzliche Benachteiligung von Frauen bedeuten.

Müller: Dieser Mangel an intellektuellem Austausch hängt ja möglicherweise damit zusammen, daß Wissenschaftler in Österreich – im Vergleich zu Frankreich – weniger Intellektuelle sind als Beamte.

Nowotny: Vieles läuft hier in ganz bestimmten Kanälen, die ganz bestimmte Abhängigkeiten erzeugen, die wiederum einer Beamtenmentalität mehr entsprechen.

Müller: Man kommuniziert auf dem Dienstweg?

Nowotny: Ja, und es fehlt dann die Öffentlichkeit.

Müller: Ein Problem möchte ich noch anschneiden. Das Wissenschaftssystem wurde sehr erfolgreich auch als autonomes, selbstorganisierendes System analysiert. Eine solche Analyse hat etwa dort ihre Grenzen, wo Politik interveniert. Die Vertreibung der jüdischen Intelligenz aus Österreich hatte ja ganz extreme Effekte auf das Wissenschaftssystem. Genauso die Wiederbesetzung von Lehrstühlen 1945 und danach aus einer primär katholisch gefärbten Gruppe.

Nowotny: Dazu kommt, daß kaum Versuche unternommen wurden, die Exilanten zurückzuholen.

**Müller:** Das sind Effekte der Politik, die die Selbststeuerungsfähigkeit eines Systems aufheben oder kontaminieren. Die McCarthy-Ära in den USA wäre auch noch ein Beispiel. Sie arbeiten jetzt unter anderem in Budapest, in einem Land also, in dem aufgrund einer politischen Veränderung auch das Wissenschaftssystem massiv beeinflußt wurde. Wie sehen Sie diese Situation?

**Nowotny:** In den osteuropäischen Ländern dominierte ja das Akademiesystem. Die Akademien hatten eine relativ größere wissenschaftliche Freiheit, die besseren Wissenschaftler, und die kommunistischen Parteien Osteuropas haben auch erkannt, daß die Kreativität leidet, wenn man Wissenschaftlern zu viele Vorgaben macht und sie zu stark kontrolliert. An den Akademien war also – zwar grundsätzlich kontrolliert und überwacht – trotz allem ein relativ größerer Freiraum vorhanden.

Hingegen standen die Universitäten völlig unter dem Diktat der Parteizentralen, sie waren ausschließlich auf die Lehre konzentriert, es gab kaum Forschung an den Universitäten, auch nicht das Recht, Doktorate zu verleihen. Das blieb den Akademien vorbehalten. Jetzt hat man in einer Reihe von Schritten die rechtliche Situation verändert. Die Universitäten können nun auch Doktorate verleihen, die Akademien wurden zurückgestutzt, weil sie überproportional groß erschienen. Nur fällt diese Entwicklung jetzt mit einer Finanzkrise der Staaten zusammen, das heißt, die Universitäten stehen unter sehr großem Druck. Es haben aber alle osteuropäischen Universitäten Aufnahmeprüfungen. Es gibt de facto einen sehr strengen Numerus clausus. Der An-

teil der Bevölkerung, der ein Universitätsstudium absolvieren kann, ist viel geringer als in westeuropäischen Ländern. Was mich sehr überraschte war, daß die Studenten selbst wollen, daß dies so bleibt. Die Studenten sehen sich als Privilegierte, die es geschafft haben, an die Universitäten zu kommen, sie wollen nun keine Öffnung der Universitäten, sie wollen ihren Status nicht teilen.

Dazu ist in Osteuropa eine Abwertung der Wissenschaft insgesamt festzustellen. Zum Teil hat das politische Gründe. Der Akademiepräsident hatte de facto den Rang eines Ministers, er ist also durchaus Teil des Machtapparats gewesen, und sehr viele Wissenschaftler leiden unter der öffentlichen Abwertung ihres Status, ihrer Bedeutung. Für die Regierungen sind die Universitäten im Augenblick nicht sehr wichtig. Was wichtig ist, ist der Wirtschaftsbereich. Die Universitäten läßt man – anders als im Österreich der Nachkriegszeit, wo Universitäten auch eine wichtige ideologische Funktion hatten –, eher machen, was sie wollen. Wir haben es mit einer anderen, sehr interessanten Entwicklung zu tun, die stark von der totalen Öffnung, vom Zwang zur Öffnung in Richtung Marktwirtschaft geprägt ist.

**Müller:** Die DDR ist wohl ein Sonderfall gewesen. Dort wurde in fast schon kolonialistischer Manier die alte wissenschaftliche Elite beseitigt, in die Rente oder die Arbeitslosigkeit geschickt und durch eine vollkommen neue Elite aus dem Westen ersetzt. Das gab es nicht in dieser Form in anderen osteuropäischen Ländern.

**Nowotny:** In Ungarn bestimmt nicht, wie es dort auch insgesamt eine andere Form der Vergangenheitsbewältigung ge-

geben hat. Ungarn ist ein kleines Land, insofern Österreich vergleichbar. Informell weiß natürlich jeder über jeden Bescheid, und man kennt auch die Biographien der Leute sehr gut, aber andererseits gab es dann eben auch viele persönliche Verflechtungen und Überlappungen, sodaß alles in einer viel milderen Form aufgetreten ist als in der früheren DDR.

Aber die Problemlage spitzt sich in anderer Weise zu: In Ungarn wird jetzt der Personalstand der Universitäten um 25 Prozent reduziert, das passiert innerhalb eines halben Jahres. Jedes Institut, oder besser jeder Institutsvorstand – nachdem es wenig Mitbestimmung gibt – muß beschließen, wer zu diesen 25 Prozent gehört, die entlassen werden. Das sind sehr, sehr harte Methoden. Allerdings haben die meisten ungarischen Universitätsangehörigen mehr als einen Beruf, mehr als einen Job, weil sie von einem alleine nicht leben könnten. Sie unterrichten daher entweder noch an Provinzuniversitäten oder arbeiten anderswo. Insgesamt ist es eine Situation, die nicht mit unserer vergleichbar ist.

Müller: Wie lange wird es dauern, bis zwischen östlichen und westlichen Systemen Konvergenz eintritt?

Nowotny: Zunächst einmal glaube ich, daß die Universitäten in Osteuropa unsere Reform des Bildungswesens in den 70er Jahren nicht mitvollzogen haben, und daß sie das irgendwann nachholen müssen. Ungarn hat zwar ein sehr gutes Mittelschulsystem und hat auch relativ gut ausgebildete Facharbeiter, aber langfristig gibt es, glaube ich, doch zu wenig gut ausgebildete Personen im Universitätsbereich. Ich glaube, daß hier eine Ausweitung erfolgen muß und somit eine

Öffnung der Universität. Nur kann man das nicht durch eine starke Reduktion des Lehrpersonals erreichen, sonst hat man alle Probleme der sogenannten Massenuniversitäten, die wir in den 70er Jahren auch hatten, unter den Rahmenbedingungen einer beispiellosen Finanzkrise. Also, das kann nicht gut gehen. Ich fürchte, bis zur Konvergenz wird es noch sehr lange dauern.